

Roland Thalmeir: Hans v. Hayek – Maler und Bewahrer. In: Dachauer Nachrichten vom 12. Mai 1993.

Roland Thalmeir: Ein ständig traumhafter Zustand. In: Dachauer Nachrichten vom 12. Mai 1993.

Thieme-Becker Künstlerlexikon. Band XVI. 1923, S. 173.

Carl Thiemann: Erinnerungen eines Dachauer Malers. Beiträge zur Geschichte Dachaus als Künstlerort. Dachau 1966.

Otilie Thiemann-Stoedtner/Gerhard Hanke: Dachauer Maler. Die Kunstlandschaft von 1801–1946. Dachau 1989.

Hermann Uhde-Bernays: Die Münchner Malerei im 19. Jahrhundert. II. Teil: 1850–1900. München 1927, S. 264.

Bigitta Unger-Richter: Fabrikarbeit als impressionistischer Fleckerlteppich. In: Dachauer SZ vom 15./16. Januar 2005, S. R. 5.

Völlmer: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. 20. Jahrhundert. Band 2. Leipzig 1999, S. 396.

Alexander Zeiger: Ein Leben für die Kunst und für die Menschen. In: Dachauer SZ vom Mai 1993.

Anmerkungen:

⁵ Hans von Hayek: Die Gemäldegalerie zu Dachau. In: Zeitschrift Natur + Kunst / Deutsche Alpenzeitung 8 (1908/09) Heft 11, September 1908, S. 305–310.

⁶ Ebenda.

⁷ Vgl. Dieter J. Weiß: Kronprinz Rupprecht von Bayern (1869–1955). Regensburg 2007, S. 109f.

⁸ Hans von Hayek, Abschrift eines Briefes (ohne weitere Angaben!), im Besitz des Autors.

⁹ Wolfgang Eitler: »Da geht mir das Herz auf, da werden die Augen feuchte«. Interview mit Claus Pese vom Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. In: Dachauer SZ Nr. 2, 4. Januar 2005, S. R. 3.

¹⁰ Wie Anm. 1, S. 34.

Anschrift des Verfassers:

Peter Stadler, Mittermayerstraße 37, 85221 Dachau

Turmkirche, Burgturm, Schlosskapelle in Altbayern

Das Verhältnis von »Burg und Kirche« im Mittelalter am Beispiel von Unterweilbach bei Dachau (1. Teil)

Von Tilman Mittelstraß

Der heutige Anblick des Schlosses in Unterweilbach, Gemeinde Hebertshausen im Landkreis Dachau, unterscheidet sich nicht wesentlich von historischen Ansichten aus der Zeit um 1700 (Abb. 1). Überdies passt der schlichte quaderförmige Baukörper zu der dendrochronologisch abgestützten Überlieferung, der kurfürstliche Hofrat Johann Georg von Mändl, der 1678 die Hofmark »samt zweier völlig ruiniertes Schloßlein« erworben hatte, habe das Schloss 1690 bis 1692 »von Grund auf« neu errichten lassen.¹ Es ist aber nie ganz in Vergessenheit geraten, dass die über zwei Geschosse gehende Schlosskapelle St. Martin, deren Altarwand zwei nebeneinander liegende Blindfenster auf der Gartenseite zur Folge hat (Abb. 2), aus älterer Zeit übernommen worden war.² Die seit 1997 laufende grundlegende Renovierung des Schlosses im Besitz der Freiherrlichen Fami-

lie von Trebra-Lindenau (ehemals Graf Spreiti) brachte eine Reihe aufschlussreicher Reste dieser Martinskapelle ans Licht, so zum Beispiel hinter dem Altar des 19. Jahrhunderts den Scheitel einer Rundapsis (Abb. 3), Spuren vermauerter Fenster aus verschiedenen Bauphasen und einen bauzeitlichen Rundbogenzugang in der Südwestecke (Abb. 4). Die ungewöhnliche Stärke der Nord- und Südwand und die großformatigen Backsteine mit dem braunen Setzmörtel weisen zudem darauf hin, dass im heutigen Schloss erhebliche Teile eines hochmittelalterlichen Bauwerks enthalten sind. Die Aufdeckung der abgebrochenen Westwand dieses Gebäudes mit Ansätzen nachträglicher Anbauten im Flur des heutigen Erdgeschosses (Abb. 5) gab schließlich Anlass zu einer archäologischen Begleitung der auf 300 m² im zentralen Schlossbereich noch ausstehen-

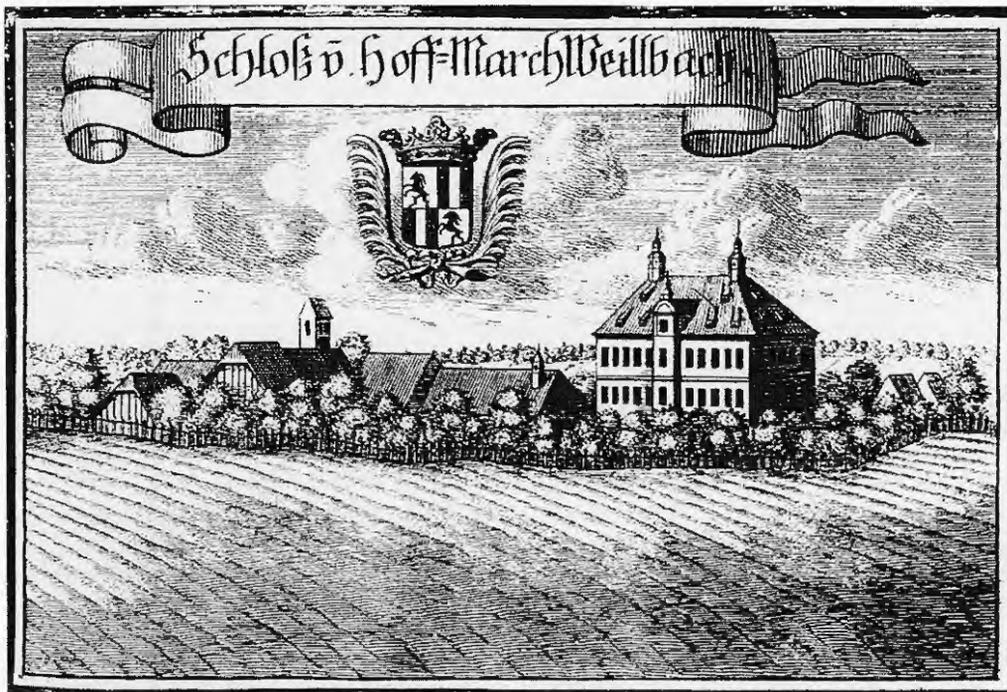


Abb. 1: Schloss Unterweilbach. Die Schlossanlage von NNW. Kupferstich von Michael Wening, 1701.



Abb. 2: Schloss Unterweilbach von Südosten (Gartenseite) (Februar 2009).

Foto: Tilman Mittelstraß

den Abgrabungen für einen modernen Fußbodenaufbau im Frühjahr 2009.³

Der vorliegende Beitrag beschränkt sich auf die Befunde aus der Zeit bis zur Errichtung des barocken Schlosses. Er bietet

eine Darstellung und erste Zusammenschau der unmittelbaren Untersuchungsergebnisse von Archäologie und Bauforschung⁴ und bezieht nur an wenigen Stellen einige unumgängliche Schriftquellen mit ein. Ein weiterer Beitrag wird sich dann



Abb. 3: Schloss Unterweilbach. Blick auf die Ostwand der Schlosskapelle mit Apsisrest (Januar 2009).

Foto: Tilman Mittelstraß

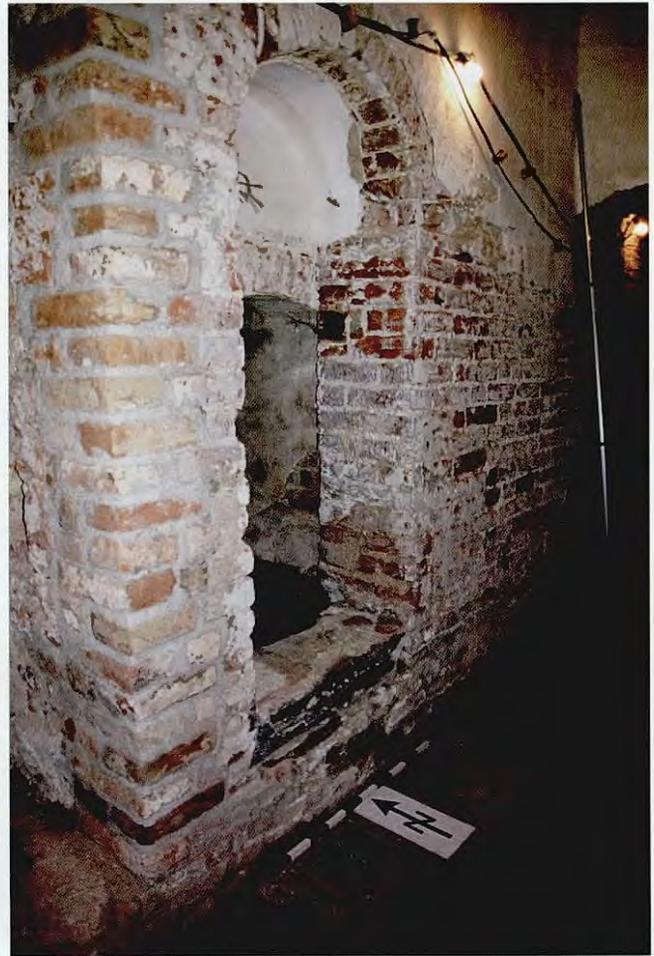


Abb. 4: Schloss Unterweilbach. Romanischer Eingang in die Turmkirche von Südwesten (im Innern der angeschnittene Hohlraum des ehemaligen Holzankers).

Foto: Tilman Mittelstraß



Abb. 5: Schloss Unterweilbach. Westwand der Turmkirche von Norden (Mauerkrone gekappt für den modernen Fußbodenunterbau des EG). Foto: Tilman Mittelstraß

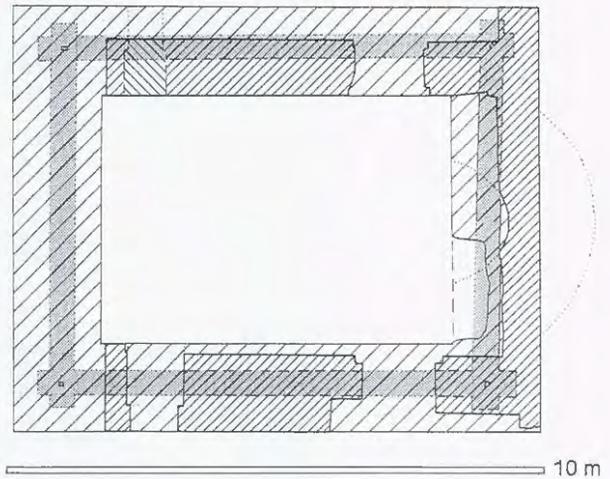
der Aufgabe stellen, die gewonnenen Ergebnisse durch systematische Konfrontation mit der örtlichen und regionalen Überlieferung historisch einzuordnen.

Eine hochmittelalterliche Turmkirche⁵

Das älteste bei der Grabung erfasste Bauwerk war ein ehemals freistehender Turm von gedrunen rechteckigem Grundriss (9,85 m x 7,80 m), der den eben schon erwähnten Kirchenraum enthält (Abb. 7). Seine ehemals gut 1,60 m starken Mauern bestehen aus vergleichsweise dicken Backsteinen (meist ca. 32 x 16 x 8–8,5 cm)⁶ und lassen sich, in unterschiedlichem



Abb. 6: Schloss Unterweilbach. Blick in die Liegespur des ehemaligen Holzankers in der Südwand der Turmkirche von Osten. Foto: Tilman Mittelstraß



-  aufgehend erhaltenes Mauerwerk
-  unter dem EG-Fußbodenniveau erhaltenes Mauerwerk
-  Holzanker (z.T. rekonstruiert)

Abb. 7: Schloss Unterweilbach. Die Turmkirche. Bestand und fußbodennahe Baufunde im Erdgeschoss (Norden = oben). Zeichnung: Tilman Mittelstraß

Maße nachträglich ausgedünnt, stellenweise bis zur Oberkante des heutigen ersten Obergeschosses hinauf nachweisen. Der im Erdgeschoss durchwegs aus Backsteinen gefügte Mauerkern ist dort oben wenigstens zum Teil mit Bachkieseln verfüllt. Ein weiteres Geschoss steckt heute im Erdreich. Weder der Fußboden dieses ehemaligen Untergeschosses noch der bauzeitliche Laufhorizont des Außenbereichs wurden bei der Grabung erreicht.⁷ Ein schon vor Grabungsbeginn entdeckter, kanalähnlicher Hohlraum knapp unterhalb des Fußbodenniveaus, der mittig im Innern der Südmauer verläuft (Abb. 4 u. 6) und nach Ausweis einer Austrittsöffnung in der Südostecke des Kirchenraums offenkundig auch im Innern ihrer später ausgedünnten Ostwand vorhanden war, gab zunächst Rätsel auf. Im Laufe der bauarchäologischen Befunddokumentation ließ er sich vermauert auch in der Nordwand nachweisen, außerdem gaben sich die »Kanäle« beziehungsweise deren im Süden und Norden offen zugänglichen Reste anhand von Maserungsabdrücken und Holzmulmresten als Liegespuren mächtiger Holzbalken von 29 x bis ca. 47 cm Querschnitt zu erkennen, die oben und unten flach abgebeilt, zu den Seiten hin aber nur grob entastet worden waren. An der im Mauerwerk als Hohlraum noch vollständig erhaltenen Südostecke war außerdem zu erkennen, dass diese bis auf geringe Reste völlig vergangenen Balken einst an ihren Enden überkämmt und zusätzlich verzapft waren. Die als Zapfen verwendeten Kanthölzer von im Südosten ca. 8,5 x 8,5 cm, im Südwesten 10 x 7 cm Querschnitt ragten nach oben und unten wenigstens 20 cm ins Mauerwerk und erfüllten damit eine Arretierfunktion. Da sich Spuren dieser Zapfen auch an den beiden Enden der Westmauer fanden, und zwar an genau den beiden Stellen, an denen die zu rekonstruierenden Balkenkreuzungen einst gelegen haben müssen, ist damit der indirekte Nachweis erbracht, dass auch im Innern der Westmauer ein solcher Balken lag, obwohl hier die eigentliche Liegespur des Holzes durch den Abbruch vollständig beseitigt war. Der rundum geschlossene Balkenkranz lässt sich als Ringanker deuten, wie er im Hoch-

mittelalter in manchen Burg- und Kirchtürmen eingebaut worden ist, um ihnen mehr Stabilität zu verleihen.⁸ Seine Existenz an dieser Stelle könnte man als Hinweis darauf werten, dass das punktuell bis zu 80 cm unter dem heutigen Oberflächenniveau nachgewiesene Sichtmauerwerk des Turmes ehemals nicht zu einem Keller, sondern zu einem wenigstens teilweise aus dem Erdboden ragenden Untergeschoss oder sogar zu einem einst freistehenden Erdgeschoss gehört hat.

Nachdem schon kurz nach Grabungsbeginn deutlich wurde, dass das beschriebene romanische Bauwerk ehemals dreigeschossig und in eine im Westen und Norden angebaute Burganlage einbezogen war, erhob sich rasch die Frage, was man da eigentlich vor sich habe: eine später durch Anbauten erweiterte Turmburg, das heißt also einen Wehrbau beziehungsweise einen herrschaftlichen Wohnturm mit integrierter Burgkapelle, oder eine kleine Dorfkirche, an die erst nachträglich ein Herrschaftssitz angebaut worden ist? Auf den ersten Blick schien alles für die zuerst genannte Deutung zu sprechen: Vor allem natürlich die nur 90 Meter entfernte Unterweilbacher Filialkirche Mariä Geburt mit Friedhof, dann aber auch der für profane mittelalterliche Wohntürme⁹ typische Grundriss, die für Dorfkirchen beinahe singuläre Dreigeschossigkeit und die heutige Funktion als Schlosskapelle, die sich mit der Entdeckung der älteren Anbauten nun erwiesenermaßen ins Mittelalter zurückverfolgen ließ. Ungewöhnlich für eine Kirche ist auch die in die Mauerstärke eingebaute Apsis, die den Anschein erweckt, sie sei nach außen gar nicht in Erscheinung getreten. Allerdings wäre dies auch bei Burgkapellen die absolute Ausnahme,¹⁰ da deren Apsiden, falls vorhanden, nach außen wenigstens als Erker hervortreten.¹¹ Auch bei der Unterweilbacher Kapelle dürfte daher trotz ihrer Mauerstärke ehemals eine nach außen vortretende Apsisrundung vorhanden gewesen sein,¹² die dann erst im späten 17. Jahrhundert zugunsten der durchgehenden Flucht der neuen Schlossfassade abgearbeitet worden ist. Damit beginnen die Argumente, die gegen eine Deutung als Wohnturm mit eingebauter Kapelle sprechen: Beispiele profaner mittelalterlicher Burganlagen, in denen ein komplettes Wohnturmgeschoss mit einer Kapelle belegt worden ist, sind an einer Hand abzuzählen.¹³ Das übliche Raumschema von Wohntürmen mittelalterlicher Burgen sah so aus, dass ein Hocheingang zunächst ins erste Obergeschoss und dort in Räume eher öffentlichen Charakters führte (Saal beziehungsweise beheizbare Stube, evt. auch Küche), über denen im zweiten Obergeschoss die Schlafkammern lagen.¹⁴ Das Erdgeschoss, bei allein stehenden Türmen von außen meist unzugänglich, war in erster Linie dazu da, um Höhe zu gewinnen und wurde ansonsten, wenn überhaupt, nur nachrangig genutzt, zum Beispiel als Lagerraum. Burgkapellen waren in kleinen Burganlagen oder gar Turmburgen nicht vorhanden, und der Herrgottswinkel beziehungsweise die Andachtsnische, die es gegeben haben mag, ist im ruinierten oder später überformten Baubestand in aller Regel nicht mehr auszumachen. Gegen eine Ansprache als Wehrbau spricht beim Unterweilbacher Turm außerdem die Tatsache, dass der originale Zugang zum Kirchenraum selbst nach der späteren Erweiterung der Anlage nicht in den Burghof, sondern nach Süden wies, das heißt ohne vorgeschaltetes Burgtor unmittelbar betreten werden konnte.

Die nach dem Grabungsende in Gang gekommene Bauforschung lieferte schließlich wesentliche Anhaltspunkte für die funktionale Ansprache des Bauwerks. Schon bei der Grabung war aufgefallen, dass die Innenwände, obwohl sie bis 60 cm unterhalb des durch die Eingangsschwelle und die Apsisunterkante festgelegten Fußbodenniveaus im Kapellengeschoss

freigelegt waren, keinerlei Absätze oder Konsolen für etwaige Streichbalken und auch keine Balkenlöcher für etwaige Untergänge eines bauzeitlichen Zwischenbodens enthielten. Daher bleibt für das heute versunkene einstige Untergeschoss nur die Möglichkeit einer unterhalb der Grabungsgrenze ansetzenden Einwölbung. Die Bauforscher entdeckten nun Beweise dafür, dass auch das Kapellengeschoss selbst von Beginn an hoch überwölbt war (Abb. 8): Erstens hat sich in der Nordwand der Absatz des einstigen Gewölbeauflagers; zweitens konnte hoch oben in der Südwand ein vermauertes romanisches Fenster nachgewiesen werden (mit schrägen Laibungen und vollständig erhaltenem hölzernem Fensterstock); drittens fanden sich Reste eines weiteren, weniger starken hölzernen Ringankers, der den oberen Abschluss des Kapellengeschosses markiert. Damit scheidet eine Deutung des Bauwerks als profaner Wohnturm mit integriertem Kapellengeschoss definitiv aus. Vielmehr handelte es sich von Anfang an vorrangig um einen Sakralbau, wenn auch mit einer Reihe erklärungsbedürftiger Besonderheiten wie dem Untergeschoss vorerst unklarer Funktion und einer wenigstens halbgeschossartigen Fortsetzung über die eigentlich erwartbare Traufhöhe hinaus nach oben. Wo der ursprüngliche Zugang zu diesem niedrigen Obergeschoss/Dachboden lag, konnte nicht mit letzter Sicherheit geklärt werden. Da der obere Ringanker einen Treppenaufgang in der Mauerstärke auch für die abgebrochene Westwand ausschließt,¹⁵ kommt nur ein separater Zugang von außen in Frage, wahrscheinlich durch eine Außentreppe an der Südseite, die durch Abdrücke nachgewiesen ist, von der Bauforschung allerdings erst einer späten Bauphase des 16./17. Jahrhunderts zugeordnet wird. Hinweise auf eine bauzeitliche Westempore wurden nicht entdeckt, angesichts von Wölbungsverlauf und Raumhöhe (Abb. 8) wäre eine solche auch kaum unterzubringen gewesen. Dagegen ist als Bestandteil des ersten Bauzustands der Kirche noch eine mutmaßliche

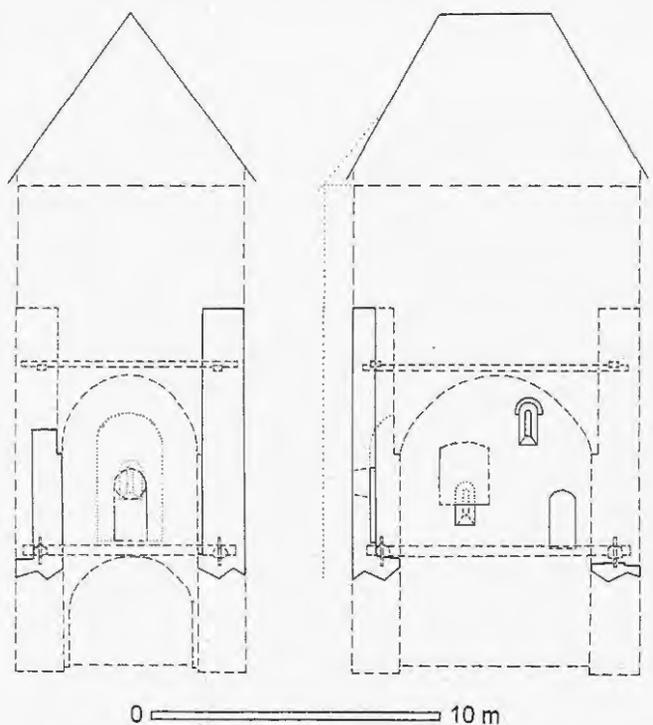


Abb. 8: Schloss Unterweilbach. Rekonstruktion der romanischen Turmkirche. Nord-Süd- und Ost-West-Schnitt (romanischer Mauerbestand fett; Oculus und Segmentbogenfenster frühneuzeitlich; OG und Apsis in Anlehnung an Apian und Gasseltshausen, Kapelle U. L. Frau).
Zeichnung: Tilman Mittelstraß



Abb. 13: Schloss Unterweilbach. Nachträglich eingebrochener Nordeingang in die Turmkirche (vermauerte östliche Laibung) von Süden (rechts oben: spätmittelalterliches Apostelkreuz) (April 2009).

Foto: Tilman Mittelstraß

Wandnische am westlichen Ende der Nordwand anzuführen, von der sich wegen der später hier eingebrochenen zweiten Eingangstüre nur das ca. 50 cm hohe Seitengewände erhalten hat (Abb. 13). Sie lag in Brusthöhe unmittelbar gegenüber dem Südeingang und könnte zum Beispiel einen hölzernen Wandschrank aufgenommen haben. Nicht lange nach Fertigstellung des Bauwerks wurde in die Südwand der Kirche in Kopfhöhe ein zusätzliches Fenster eingebrochen, das nach Form und Größe dem hochgelegenen bauzeitlichen Fenster gleich.¹⁶ Nur der untere Teil ist noch erhalten; der obere fiel in der frühen Neuzeit dem Einbau eines großen Segmentbogenfensters zum Opfer. Bemerkenswert ist schließlich die Feststellung des Bauforschers Thomas Hacklberger, dass für die Apsisrundung und für den Gewölbeansatz eigens hergestellte Formsteine verwendet worden sind.

Als Anhaltspunkt für die Zeitstellung der Turmkirche stehen neben den allgemein der Romanik zugehörigen Formen von Apsis, Türe und Fenster sowie den Backsteinmaßen zwei C-14-Datierungen von Holzmulm aus der südwestlichen Zapfenspur des Ringankers¹⁷ und vom Rest eines Gewölbeschaltbretts in der Nordwand¹⁸ zur Verfügung. Sie sind von der Mitte des 11. bis zum späten 12. Jahrhundert anzusetzen.¹⁹ Da sich die Backsteinverwendung in Altbayern erst im Verlauf der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts einbürgerte,²⁰ kommt für die tatsächliche Bauzeit nur der jüngste Abschnitt des als wahr-

scheinlich ermittelten Zeitraums und außerdem nur ein hochrangiger Bauherr in Frage.

Die Turmkirche von Unterweilbach – ein Bergfriedersatz?

Der turmartige Backsteinbau der ältesten Unterweilbacher Bauphase kann den romanischen Kapellen mit profanem Obergeschoss zugeordnet werden, die seit der Erarbeitung der bayerischen Kunstdenkmälerbände immer wieder als ein für Altbayern charakteristischer Bautypus behandelt werden und über deren Funktion seit nun über hundert Jahren spekuliert wird. Das offenkundig nichtsakrale Obergeschoss dieser Bauten ist ohne Umweg über den Kirchenraum zugänglich, in der Regel über eine (meist verschwundene) Außentreppe zu einer hoch gelegenen Türöffnung oder über eine Treppe in der Mauerstärke, manchmal auch über eine von außen betretbare Westempore oder über einen angebauten Kirchturm. Ältere Arbeiten machten Vorschläge für eine funktionale Deutung als Speicher,²¹ Pilgerherberge/Kreuzfahrerstation,²² Asylraum/Zufluchtsort²³ und Klausnerwohnung.²⁴ Zwei in jüngerer Zeit erschienene Arbeiten gehen von der imposanten Gesamterscheinung dieser Kapellen aus, die in ihrer Überhöhung und Massivität an Burgtürme erinnern. Michael W. Weithmann sieht in den turmartigen Beispielen von Kapellen mit profanem Obergeschoss besonders augenfällige Belege für seine These, dass so gut wie alle einigermaßen massiven romanischen Landkirchen in Oberbayern, namentlich die gerade im Einzugsbereich des Bistums und Hochstifts Freising häufigen Chorturmkirchen, Wehrkirchen der zugehörigen Gemeinden mit Wehrgeschossen und Wehrplattformen waren.²⁵ Auch wenn man sich dieser allzu sehr auf verteidigungstechnische Gesichtspunkte abzielenden Interpretation romanischer Massivbauweise nicht anschließen möchte,²⁶ hat Weithmanns These doch immerhin den Vorzug, dass sie den Kirchen ihre Hauptfunktion als gemeindliches Gotteshaus lässt. Außerdem generiert sie keine Notwendigkeit, für jede Turmkirche immer gleich einen zugehörigen Adelsitz oder gar eine Burg zu postulieren. Auch Weithmanns Darstellung der Gefährdungslage der mittelalterlichen Landbevölkerung, ihrer Wohnstätten und Vorräte kann man beipflichten. Seine Vermutung, dass gemauerte Kirchen fallweise als Schutzräume dienten, ist naheliegend²⁷ und seine weitergehende Vermutung, dass Obergeschosse von Chortürmen als Verwahräume von Wertsachen dienten, ist zumindest nicht abwegig, wenn auch nicht belegt. Wenn aber hochmittelalterliche Türme einfacher Kirchen generell zu Wehrtürmen erklärt werden, weil Glocken »ja auf dem Lande erst im späten Mittelalter« üblich geworden seien, muss man widersprechen: Der aus oberbayerischen Landkirchen bekannte Glockenbestand geht bis vor die Jahrtausendwende zurück.²⁸ Bei romanischen Landkirchen mit spätgotischen Glockentürmen kann die Bauforschung gelegentlich auf dem Ostgiebel sitzende offene Glockenstühle als hochmittelalterliche Vorgänger nachweisen.²⁹ Auch die Behauptung, die massiv gemauerten romanischen Landkirchen Oberbayerns seien üblicherweise mit wehrtechnischen Zusatzeinrichtungen ausgestattet gewesen, trifft nicht zu. Die von Weithmann immer wieder angesprochenen »Wehrplatten« mit »Zinnenkranz« sind in keinem Fall nachgewiesen. Die Schlitzfenster der profanen Obergeschosse über dem Kirchenraum sind eben keine »Schießscharten«, weil sie wegen zu geringer Höhe und zu geringem Manövrierraum von innen als solche nicht verwendet werden konnten.³⁰ Schutz boten mittelalterliche Kirchen und Friedhöfe in allererster Linie deswegen, weil es sich um geweihte Orte handelte, deren gewaltsame Entweihung, wie im Mittelalter jedem klar war, für die Tabubrecher die fürchterlichsten Jenseitsfolgen nach sich

ziehen würde. Die deutliche Grenzziehung durch eine Friedhofsmauer und ein erschwerter Zugang waren in der Regel völlig ausreichend. Eine echte Befestigung von Kirchen und Kirchhöfen war vor allem gegen Feinde nötig, die den geschilderten Glaubenskonsens von vornherein nicht teilten wie zum Beispiel in Siebenbürgen gegen die osmanischen Türken oder aufgekündigt hatten wie zum Beispiel in Nordbayern gegen die Hussiten im frühen 15. Jahrhundert.³¹

Nochmals zugespitzt beziehungsweise geradezu übersteigert wurde die vermeintliche Wehrhaftigkeit romanischer Landkirchen in einem Aufsatz von Walter Haas³² mit dem provokanten beziehungsweise suggestiven Titel »Burgkapellen als Bergfried-Ersatz?«, der trotz Fragezeichen in der Überschrift und trotz vieler benannter wie unbenannter Fragwürdigkeiten im Text in der Burgenforschung, so weit ich sehe, nur Zustimmung erfahren hat. Haas stellt darin die These auf, in manchen kleinen Burganlagen könne anstelle eines Bergfrieds eine aufgestockte Kapelle errichtet worden sein.³³ Im Fall der Unterweilbacher Schlosskapelle musste dieser Gedanke natürlich besondere Aufmerksamkeit erregen und hat mittlerweile schon dazu geführt, dass ihr Urbau in Presseberichten und heimatkundlichen Beiträgen als Bergfried bezeichnet wird. Dabei passt der von der Burgenromantik des 19./20. Jahrhunderts durchtränkte Begriff »Bergfried« hier gar nicht. Um diese Bezeichnung überhaupt sinnvoll verwenden zu können, beschränkt die moderne Burgenforschung ihn auf Türme, deren einzige oder wenigstens hauptsächliche Funktion in seiner zur Schau gestellten Wehrhaftigkeit bestand,³⁴ während die übrigen für eine mittelalterliche Burg notwendigen Funktionen auf andere Bauwerke verteilt waren. Er kommt daher auch nur auf mehrgliedrigen Burganlagen von einiger Größe vor, während in kleinen Burgen der als Statusanzeiger immer gern gebaute Turm aus Platzgründen üblicherweise noch die herrschaftlichen Wohn- und Repräsentationsräume enthielt. Insofern hätte eine sinnvolle Formulierung der Haas'schen Titelthese von »Burgkapellen als Turmersatz« sprechen müssen. Aber auch der Eingangsbegriff »Burgkapellen« führt in die Irre, denn um echte Burgkapellen geht es gar nicht in dem zitierten Aufsatz, sondern um romanische Kapellen mit profanem Obergeschoss. Es handelt sich um eine im Grund- und Aufriss ausgesprochen heterogene Gruppe von Bauwerken, deren von Walter Haas zusammengestellter, fast ausschließlich altbayerische Bestand³⁵ wegen der Herannahme von lange nach ihrer Entstehungszeit nachträglich aufgestockten Kapellen³⁶ nochmals disparater wirken. Von der prunkvollen Doppelkapelle aus Landsberg/Sachsen-Anhalt³⁷ einmal abgesehen, befinden sich unter den 40 bei Haas aufgezählten Anlagen noch ganze drei bis vier Gebäude, die mit einiger Sicherheit als Burgkapellen gedient haben.³⁸

Vergleichsbeispiele

Einzig die Burgkapelle in Hof am Regen könnte mit einiger Wahrscheinlichkeit auch als solche erbaut worden sein.³⁹ Die Fialkirche St. Martin von Aicholding (Ndb.) gibt mit ihrem gegenüber dem (massiven) Turm überdimensionierten Schiff kein gutes Beispiel für die von W. Haas formulierte These ab und bietet ansonsten mangels baugeschichtlicher und archäologischer Erforschung nur Stoff für Spekulationen.⁴⁰ Die im 18. Jahrhundert innen erneuerte Burgkapelle von Breitenstein (Opf.) stand ehemals im Schatten eines heute verschwundenen Bergfrieds,⁴¹ kann also schon deswegen nicht dessen Ersatz gewesen sein. Sie gilt als Doppelkapelle, deren profanes Obergeschoss nur erschlossen ist.⁴² Die an den bauzeitlich-romanischen Fenster- und Türöffnungen ablesbare Proportionierung der beiden übereinander liegenden Kapellenräume legen nahe,

dass es sich um eine nicht erkannte Karnerkapelle handelt,⁴³ zu der dann ein vor der Anlage der Burg bestehender Friedhof gehören müsste.⁴⁴ Ein Indiz dafür, dass die Breitensteiner Kapelle schon vor der Burg bestand, ist die Tatsache, dass das plastisch verzierte ursprüngliche Zugangsportal ins niedrige Untergeschoss heute so knapp an der verstellten Hangkante liegt, dass es nicht mehr betreten werden kann. Die Frage nach dem vermuteten Obergeschoss über dem oberen Kapellenraum, im Grunde aber die Deutung des gesamten Baus steht unter dem Vorbehalt, dass eine Abklärung mit den Mitteln moderner Bauforschung bisher nicht durchgeführt worden ist.

Mit welchen Überraschungen bei der Überprüfung von Literaturangaben zu rechnen ist, zeigte ein Besuch der Kapelle in Burg Dobl bei Winzer (Ndb.),⁴⁵ die übrigens ebenfalls zusätzlich einen Bergfried gehabt haben soll.⁴⁶ Sie liegt auf der ins Tal ragenden Südwestseite einer kleinen Spornburg und besteht aus einer Abfolge von drei an den Verlauf der Umfassungsmauer angelehnten Räumen: Der relativ große rechteckige Gemeinderaum (10,50 x 7 m) mit hölzerner Westempore nimmt das Erdgeschoss eines ehemals mindestens dreigeschossigen eigenständigen Baukörpers ein, der die Südwestecke der Burganlage bildet. Nach Osten folgt ein wegen des Wehrmauerverlaufs mit Knick angesetzter Chorraum mit dem barocken Hochaltar. Hinter einer Trennwand mit schmaleren Türen schließt sich mit nochmals leichtem Knick ein schmaler Raum an, der heute als Sakristei genutzt wird. Da die detaillierte Baubeschreibung von Andreas Trapp für das rechteckige Gebäude mit dem Gemeinderaum ein tonnengewölbtes Untergeschoss mit Ansatz eines Ganges nach Osten erwähnt,⁴⁷ vermutete ich hier zunächst eine weitere nicht erkannte Karnerkapelle möglicherweise mit angeschnittenem Erdstall, zumal der bis ins 19. Jahrhundert gültige Name der Anlage »Engelsberg« lautete. Vor Ort stellte sich aber heraus, dass der Gewölbekeller nicht unter den West-, sondern unter den Ostteilen der heutigen Kapelle, nämlich unter Chorraum und Sakristei liegt und dass von diesem Keller aus ein nachträglicher Gang nach Westen durch das Fundament des älteren Rechteckbaus getrieben worden ist.⁴⁸ Für das hier behandelte Thema noch wichtiger ist aber die Feststellung, dass die Burgkapelle des Mittelalters allein in dem schmalen Raum der heutigen Sakristei gelegen hat: Hier ist noch der spätmittelalterliche Altarblock mit ausgeräumtem Sepulkrum in der Mitte der Vorderseite und eine vergitterte Tabernakelnische erhalten. Erst in nachmittelalterlicher Zeit wurde die Kapelle in ihre heutigen, bis dahin profan genutzten Räume westlich davon transferiert.⁴⁹

Die beiden zuletzt besprochenen Anlagen leiten über zu den wenigen echten Burgkapellen, die im Katalog von Walter Haas enthalten sind. Sie taugen zur Illustration der aufgestellten These schon auf den ersten Blick nicht, weil sie zum Teil zufällig von profanen Obergeschossen überbaut sind und einen unauffälligen Teil der Gesamtanlage bilden (wie Dobl), zum Teil weil sie zwar ein zum Baukörper der Kapelle gehöriges profanes Obergeschoss aufweisen, ansonsten jedoch von einem unübersehbar noch existierenden Bergfried überragt werden (zum Beispiel Burg Krautheim a. d. Jagst).⁵⁰ Die übrigen in den Katalog aufgenommenen Kapellen mit profanem Obergeschoss werden allein durch die Wortwahl seines Aufsatztitels implizit zu Burgkapellen ernannt, obwohl die Zugehörigkeit zu einer Burg in der Regel nicht nachgewiesen und in manchen Fällen ein baulicher Zusammenhang mit einer nahegelegenen Burg sogar auszuschließen ist.⁵¹ Vielmehr handelt es sich bei der Mehrzahl der von Walter Haas zusammengestellten Bauwerke um abgelegene ländliche Kirchen, die überdies nur selten so klar turmförmig wirken wie der rekonstruierte



Abb. 14: Schloss Unterweilbach. Mutmaßliche Ansicht von Westen (Ausschnitt aus den Landtafeln von Philipp Apian 1568).

Urbau von Unterweilbach. Wir gelangen damit zu einem paradoxen Zwischenergebnis: Durch die spätmittelalterlichen Anbauten ist die Unterweilbacher Kapelle gut 200 Jahre nach ihrer Erbauung tatsächlich zu einer Art Burgturm geworden. Diese kleine Anlage, die im nächsten Abschnitt rekonstruiert wird beziehungsweise von Philipp Apian im 16. Jahrhundert sogar dargestellt wurde (Abb. 14), illustriert die eigentlich nicht vertretbare These von Walter Haas besser als alle von ihm dafür herangezogenen Bauwerke! (Fortsetzung folgt)

Anmerkungen:

- ¹ Michael Wening: Historico-topographica Descriptio. Das ist die Beschreibung deß Churfürsten- und Hertzogthumbs Ober- und Nidern Bayern ... Bd. 1. Das Renntambt München. München 1701 (ND München 1974), M 100 (Beischrift). 1692 ist als Baujahr angegeben bei Heinrich von Spreiti: Die Spreiti. Geschichte des altadeligen Hauses Spreiti. München 1995, S. 93. Die Balken für den Dachstuhl wurden im Winter 1689/90 gefällt lt. Unterlagen des Architekturbüros Michael Korte, Unterweilbach.
- ² Anton Mayer (Bearb.): Statistische Beschreibung des Erzbisthums München-Freising. Bd. 1. München 1874, S. 129 (»gotisch«); Wilhelm Neu u. Völker Liedke (Bearb.): Oberbayern. Denkmäler in Bayern. Bd. 5,2. München 1986, S. 170 (»spätgotisch«).
- ³ Leitung und Befunddokumentation lagen beim Verfasser. Freilegungsarbeiten und Abgrabungen führten Arbeiter der Baufirma Hagg durch. Bei der Dokumentation wurde der Verfasser durch Herrn Dipl.-Ing. Eberhard Sommer, Mitarbeiter des Umbau leitenden Architekten Michael Korte, Unterweilbach, unterstützt. Dem inzwischen verstorbenen Architekten und dem Schlossbesitzer, Freiherrn Clemens von Trebra-Lindenau, habe ich für anregende Befunddiskussionen und für die Überlassung von Unterlagen zur Bau- und Restaurierungsgeschichte des Schlosses zu danken.
- ⁴ Die Bauforschung führten Dipl.-Ing. Stephan Franz, München, und Dipl.-Ing. Thomas Hacklberger, Utting, durch. Herr Hacklberger nahm sich außerdem die Zeit, einige während der Abfassung des vorliegenden Textes aufgetauchte Fragen zu diskutieren. Beide stellten mir ihre Berichte zur Verfügung, wofür ich ihnen sehr danke. Die hier mitgeteilten und im oberen Bereich von Abb. 8 eingetragenen Entdeckungen der Bauforschung gehen wesentlich auf sie zurück.
- ⁵ Die Bezeichnung »Turmkirche« wird hier gewählt, weil der Begriff »Turmkapelle« in der Kunst- und Baugeschichte für Kapellen verwendet wird, die gelegentlich in Türmen großer Dom-, Stadt- und Stiftskirchen eingerichtet worden sind.
- ⁶ Herr Dipl.-Ing. Thomas Hacklberger, Utting, gibt etwas abweichende Maße an: 32–33,5 cm x 15,5–17,5 cm x 8,0–9,5 (meist 8,5–9,0) cm.
- ⁷ Umfang und Tiefe der Grabungen hatten sich auf Anweisung des BliFD strikt an der bauseits vorgesehenen Niveaubsenkung für den neuen Bodenaufbau auszurichten.
- ⁸ Günther Binding: Holzankerbalken im Mauerwerk mittelalterlicher Burgen und Kirchen. In: Château Gaillard 8, 1976, S. 69–77; Günther Stanzl: »Verborrenes Holz« – Befunde aus der denkmalpflegerischen Arbeit an Wehrbauten in Rheinland-Pfalz. In: Holz in der Burgenarchitektur. Hrsg. v. Barbara Schock-Werner. Veröff. d. Deutschen Burgenvereinigung. Reihe B Bd. 9. Braubach 2004, S. 97–104.
- ⁹ Zu Wohntürmen vgl. Christof Herrmann: Wohntürme des späten Mittelalters auf Burgen im Rhein-Mosel-Gebiet (Veröff. d. Deutschen Burgenvereinigung. Reihe A Bd. 2). Espelkamp 1995; Heinz Müller (Hrsg.): Wohntürme. Langenweißbach 2002.
- ¹⁰ Das einzige mir bekannte Beispiel ist die Kapelle im Wohnturm des späten 12. Jhs. von Burg Nideggen/Eifel: Stevens (Anm. 11), S. 167.

- ¹¹ Zahlreiche Beispiele bei Ulrich Stevens: Burgkapellen. Andacht, Repräsentation und Wehrhaftigkeit im Mittelalter. Darmstadt 2003. Auch bei der frühen Backstein-Doppelkapelle der Burg Greiz/Thüringen ist dies trotz späterer Überformung des Chorbereichs zu vermuten: Lutz Schief: Das Obere Schloss in Greiz und seine hochmittelalterlichen Backsteinbauten. In: Das Obere Schloss in Greiz. Ein romanischer Backsteinbau in Ostthüringen und sein historisches Umfeld (Arbeitsb. d. Thür. Landesamtes f. Denkmalpflege u. Archäologie, N. F. Bd. 30). Erfurt 2008, S. 65–83, hier S. 76ff.
- ¹² Vergleichbar ist die Situation im Erdgeschoss der aus Backstein bestehenden romanischen Turmkirche von Gasselshausen, Gde. Aiglshausen, Lkr. Kelheim (Ndb.), die übrigens – zusammen mit der oben stärker gekappten Turmkirche von Piesenkofen, Gde. Eggkofen, Lkr. Mühldorf am Inn (Obb.) – das am besten erhaltene Vergleichsbeispiel zur romanischen Unterweilbacher Martinskappelle ist. Im Erdgeschoss von Gasselshausen ragt die Apsisnische gut einen Meter tief in die 2,50 m starke Ostwand hinein; dennoch ist die Außenmauer in voller Stärke darum herum geführt und bildet eine nach außen vorkragende Apsisrundung (Joseph Maria Ritz [Bearb.]: Die Kunstdenkmäler von Niederbayern. Bd. 18. Bezirksamt Mainburg [= Die Kunstdenkmäler von Bayern 4,18]. München 1928, S. 54ff., bes. S. 55 Fig. 35). Die bis heute übliche Ansprache dieses Gebäudes als Doppelkapelle mit profanem Obergeschoss lässt sich m. E. nicht aufrecht erhalten, zumal nur ein Patrozinium bekannt ist (U. L. Frau). Die Einrichtung eines Sakralraums auch im 1. OG dürfte erst auf die zweite Hälfte des 17. Jhs. zurückgehen; zuvor stand dort eine in die Ostwand eingebaute Treppenanlage in ein weiteres OG beziehungsweise Dachgeschoss einer gottesdienstlichen Nutzung im Weg. Diese doppelläufige Osttreppe wurde erst 1657 mit der Errichtung der heutigen Dreiecksgiebel für ein Satteldach anstelle des zerfallenen 2. OG aufgegeben; auch der Ersatz des romanischen, separat von außen betretbaren Hocheingangs im Westen durch eine nachträglich in die Westwand eingebaute Innentreppe ist dieser zeittypischen frühneuzeitlichen Umwandlung des OG in einen weiteren Kapellenraum zuzurechnen.
- ¹³ Stevens (Anm. 11), S. 166ff. Zu Burgkapellen vgl. außerdem Barbara Schock-Werner (Hrsg.): Burg- und Schloßkapellen (Veröff. d. Deutschen Burgenvereinigung. Reihe B Bd. 3). Braubach/Stuttgart 1995.
- ¹⁴ Tilman Mittelstraß: Die Rekonstruktion eines hölzernen Wohnturmes des 13. Jahrhunderts in Stabbauweise in Kanzach, Landkreis Biberach. In: Holz in der Burgenarchitektur. Hrsg. v. Barbara Schock-Werner (Veröff. d. Deutschen Burgenvereinigung. Reihe B Bd. 9). Braubach 2004, S. 117–124, hier S. 120. Variationen dieses Schemas ergeben sich daraus, ob es sich um eine Turmburg handelt, das heißt ob der Turm das wesentliche beziehungsweise sogar einzige Bauwerk der Kernburg ist, oder ob der Wohnturm lediglich Bestandteil einer mehrgliedrigen Hauptburg ist. Vgl. die in Anm. 10 zitierte Lit. u. Tilman Mittelstraß: Turm und Macht – Der Rückbau des sog. Templerhauses in Amorbach von 1291 im Lichte eines Grabungsbefunds aus Eschelbronn im Kraichgau. In: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften VII. Breuberg-Neustadt 2005, S. 315–342.
- ¹⁵ Freundlicher Hinweis von Dipl.-Ing. Thomas Hacklberger, Utting.
- ¹⁶ Ein weiteres bauzeitliches Rundbogenfenster ist anstelle des späteren Oculus im Apsisscheitel anzunehmen. In Wandbereichen mit unversehrten Putzflächen, die der Bauforschung nicht zugänglich waren, könnten sich theoretisch noch Reste weiterer bauzeitlicher Fenster verstecken. Jedoch weisen vergleichbare romanische Bauten neben dem Apsisfenster in der Regel nur noch ein bis zwei weitere kleine Fenster auf.
- ¹⁷ Die Untersuchung wurde am Institut für Umweltphysik der Universität Heidelberg durchgeführt (Dr. Bernd Kromer). Dem Besitzer von Schloss Unterweilbach, Freiherrn Clemens von Trebra-Lindenau, ist für die Finanzierung der C-14-Analysen sehr zu danken.
- ¹⁸ Die Untersuchung wurde im Auftrag des BliFD München vom AMS-Labor des Physikalischen Instituts Abt. IV der Universität Erlangen durchgeführt (Dr. Andreas Scharf). Für die Übermittlung der Ergebnisse danke ich Herrn Dipl.-Ing. Thomas Hacklberger, Utting.
- ¹⁹ Zapfenmullm: 1049–1185 (bei 68,2% Wahrscheinlichkeit) beziehungsweise 1043–1212 (bei 95,4% Wahrscheinlichkeit); Schalbreit: 1023–1152 (bei 68,3% Wahrscheinlichkeit) beziehungsweise 994–1174 (bei 95,4% Wahrscheinlichkeit).
- ²⁰ Zum Aufkommen des Backsteinbaus in Altbayern vgl. Walter Haas: Bauten in München vor der Stadtgründung von 1158? In: OA 105 (1980), S. 256–266 (mit frühen Backsteinmaßen); vgl. außerdem die aus Backsteinschalen mit Kiesel- und Schluff bestehende älteste Stadtmauer Münchens (spätes 12. Jh.) samt zugehöriger Umfassungsmauer der Münchner Herzogsburg: Christian Behrer: Das unterirdische München. Stadtkernarchäologie in der bayerischen Landeshauptstadt. München 2001, S. 114ff.
- ²¹ Felix Mader hat im ersten Jahrzehnt des 20. Jhs. als Bearbeiter der Oberpfälzer Kunstdenkmälerinventare viele der bis heute zitierten Beispiele für Kapellen mit profanem Obergeschoss veröffentlicht und in den Einzelbeschreibungen für letztere gelegentlich Wohn- und Verteidigungsfunktion angenommen. In dem spät erschienenen Band zum Regensburger Dom jedoch macht er auf die für den Weiterbau des Regensburger Doms 1341 abgebrochene Nikolauskapelle *cum granario super capellam* aufmerksam und wertet sie als wichtigen Hinweis auf die Nutzung der profanen Obergeschosse über den Oberpfälzer Kapellen als Kornspeicher: Felix Mader (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Bd. 22. Stadt Regensburg. Teil 1. Dom und St. Emmeram (= Die Kunstdenkmäler von Bayern 2,22,1). München 1933, S. 46 Anm. 1.
- ²² Christian Frank: Pilgerherbergen des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Deutsche Gaue 29 (1928), S. 177–184; Meinrad Weikmann: Mehrgeschossige Kirchen. In: Deutsche Gaue 48 (1956), S. 41–59; 49, 1957, S. 68–74.

- ²³ *Andreas Trapp*: Kapellen mit profanem Obergeschoss in Oberpfalz und Niederbayern. Diss. Erlangen 1953.
- ²⁴ *Gustav v. Bezold/Berthold Riehl/Georg Hager* (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Oberbayern. Bd. 5. Bezirksamt Ebersberg, Bezirksamt Miesbach, Stadt und Bezirksamt Rosenheim (= Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern 1,5). München 1902, S. 1669ff. (zu Thal, Gde. Tuntenhausen, Lkr. Rosenheim). Dies inspirierte Michael Hartig zu der Aussage, Gräfin Haziga habe um 1075 zwei Einsiedlern in Bayrischzell geholfen, eine Kirche in Turmform zu bauen, die unten ein Margarethenheiligtum und oben die Einsiedlerzelle enthalten habe: *Michael Hartig*: Die oberbayerischen Stifte 1. Die Benediktiner-, Cistercienser- und Augustiner-Chorherrenstifte. München 1935, S. 51. In der einzigen Quelle für diese Episode aus der Scheyerner Gründungsgeschichte steht aber nichts von einem Turm. Sie berichtet lediglich, dass die beiden Laienbrüder dort eine Kirche errichteten, die auf Verlangen der Gräfin Haziga und des Freisinger Bischofs von Bischof Ellenhard von Pola geweiht worden sei: *Pankraz Fried* (Hrsg.): Die Chronik des Abtes Konrad von Scheyern [1206–1225] über die Gründung des Klosters Scheyern und die Anfänge des Hauses Wittelsbach. Weissenhorn 1980, S. 20.
- ²⁵ *Michael W. Weithmann*: Wehrkirchen in Oberbayern. Eine typologische Übersicht. In: *Schönere Heimat* 81 (1992), S. 211–222, bes. S. 217ff.
- ²⁶ Zur Kritik vgl. die nachfolgenden Bemerkungen und *Dirk Höhne*: Bemerkungen zur sogenannten Wehrhaftigkeit mittelalterlicher Landkirchen. In: *Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt* 12 (2003), S. 119–149.
- ²⁷ Relativierend ist hier allerdings zu sagen, dass im 12./13. Jh. (und gerade in Oberbayern zum Teil bis ins 19. Jh. hinein) die Landbevölkerung nicht in um Kirchen herum gewachsenen Dörfern siedelte, sondern in einzelnen Höfen und kleinen Hofgruppen. Die Pfarrkirchen standen häufig ohne unmittelbaren Siedlungsanschluss für sich.
- ²⁸ *Hermann Dannheimer*: Frühe Eisenglocken aus Altbayern. In: *Bayer. Vorgeschichtsbl.* 67 (2002), S. 147–162; Taf. 13–17. Zu ergänzen ist eine kalottenförmige Glocke aus Ottmarshart bei Markt Indersdorf, Lkr. Dachau: *Robert Böck*: Wallfahrt im Dachauer Land (Kulturgesch. d. Dachauer Landes 7). Dachau 1991, S. 174ff. Die älteste inschriftlich datierte Glocke Deutschlands von 1144 hängt in der ländlichen Kirche von Iggensbach, Lkr. Deggendorf (Ndb.): *Karl Gröber* (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Niederbayern Bd. 17. Stadt und Bezirksamt Deggendorf (= Die Kunstdenkmäler von Bayern 4,17). München 1927, S. 127ff.
- ²⁹ *Gert Thomas Mader/Heinz Strehler*: Kleinkirchen romanischen Ursprungs im Landkreis Freising: in Moosburg, Schlipps und Eglhausen. In: *Jahrb. d. bayer. Denkmalpflege* 33, 1979, München 1981, S. 33–58, hier S. 47ff.
- ³⁰ *Joachim Zeune*: Burgen – Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg. 2. Aufl. Darmstadt 1997, S. 94ff.; *Burgen in Mitteleuropa*: Ein Handbuch. Hrsg. v. Horst Wolfgang Böhme u. a. 2. Bde. Stuttgart 1999, hier Bd. 1, S. 254f. (J. Zeune). Schießscharten (zunächst mannshoch) kamen in Deutschland erst seit dem 13. Jahrhundert allmählich auf und waren selten.
- ³¹ Eine auf (nicht selten süddeutschen) Schriftquellen basierende, detaillierte Behandlung der Befestigung und Schutzfunktion von Kirchen findet sich bei *Annette Lömker-Schlögel*: Befestigte Kirchen und Kirchhöfe im Mittelalter. Eine Übersicht über das Reichsgebiet – eine Bestandsaufnahme für das Hochstift Osnabrück. Osnabrücker Geschichtsquellen u. Forsch. Bd. 40. Osnabrück 1998, bes. S. 7–71.
- ³² *Walter Haas*: Burgkapellen als Bergfried-Ersatz? In: *Burg- und Schloßkapellen*. Hrsg. v. Barbara Schock-Werner (Veröff. d. Deutschen Burgenvereingung, Reihe B Bd. 3). Braubach 1995, S. 9–20.
- ³³ Als Hauptzweck des nicht zum Kirchenraum gehörigen Obergeschosses ergibt sich aus dieser These der schiere Gewinn von Gebäudehöhe; ansonsten lässt Haas diese Frage offen beziehungsweise hält sie für unlösbar.
- ³⁴ *Otto Piper*: Burgenkunde. Verbessertes u. erweiterter Nachdr. d. 3. Aufl. 1912. Frankfurt a. Main 1967, S. 173ff.; *Burgen in Mitteleuropa* (Anm. 30), Bd. 1, S. 237ff. (St. Uhl/J. Zeune); *Reinhard Schmitt*: Der Bergfried – ein wehrhaftes Statussymbol des Burgherren. In: *Die Burg*. Hrsg. v. G. Ulrich Großmann u. Hans Ottomeyer. Ausstellungsbelegbd. Nürnberg/Berlin. Dresden 2010, S. 158–167.
- ³⁵ In Oberbayern sind die Kirchen von Kleinveicht, Piedendorf und Thonhausen (alle Lkr. Freising) zu ergänzen (*Gottfried Weber*: Die Romanik in Oberbayern. Mit e. Beitr. v. Waldemar Kurtz. 2. Aufl. Bindlach 1990, S. 300f.; S. 303ff.). *Weithmann* (Anm. 25), S. 217, nennt außerdem die Kirche von Handzell (B.-Schw.) und bringt einige zusätzliche Beispiele von Kirchen, die ältere »Wehrtürme« mit einbeziehen (ebd. S. 214f.). Hinweise auf weitere Beispiele (Oberndorf/Ndb. u. a.) bringt *Trapp* (Anm. 23). Auch im Lkr. Eichstätt (ehem. Mfr., jetzt Obb.) finden sich mehrere bei Haas nicht berücksichtigte Beispiele, was ich als Hinweis darauf werten möchte, dass die angebliche Konzentration der Kirchen mit profanem Obergeschoss in Altbayern rein forschungsgeschichtlich bedingt ist.
- ³⁶ Erwa die Doppelkapelle der Bischofsresidenz in Trient und die hochmittelalterliche Rundkapelle aus Ludwigsstadt in Oberfranken: Der dendrochronologisch auf 1487/88 datierte Deckenbalken steht für die erste Aufstockung der spätestens im 16. Jh. (vielleicht aber schon vorher) profanierten Marienkapelle in Ludwigsstadt, deren Wandnischen-Grundriss eine enge Verwandtschaft mit den Marienkapellen von Altötting (Obb.) und Würzburg (Ufr.) (beide spätes 10. beziehungsweise frühes 11. Jh.) aufweist. Ihre von archäologischer Seite neuerdings behauptete Erbauung erst im 15. Jh. beruht maßgeblich auf einem Topf mit Deckel, der scheinbar leer im Erdgeschoss knapp neben der Wand vergraben worden war und als ein in der Baugrube niedergelegtes Bauopfer interpretiert wurde (*Jochen Haberstroh*: Die Ausgrabung in der ehemaligen Marienkapelle in Ludwigsstadt. In: *Das archäol. Jahr in Bayern* 1988, S. 152–154; *ders.*: Die Ausgrabungen in der ehem. Marienkapelle in Ludwigsstadt/Oberfranken. In: *Archäol. Korrespondenzbl.* 19, 1989, S. 195–201; *ders.*: Archäologische Bemerkungen zu einem außergewöhnlichen Zentralbau in Ludwigsstadt, Lkr. Kronach. In: *Archiv f. Gesch. v. Ofr.* 72, 1992, S. 99–122). Es handelt sich jedoch um ein nachmittelalterliches(!) Gefäß, vergraben sehr wahrscheinlich als Nachgeburtstopf im 17./18. Jh. Derartige Befunde werden (auch in Bayern) erst korrekt erkannt seit einschlägigen Veröffentlichungen aus Baden-Württemberg: *Reinhard Rademacher/Dietmar Waidelich*: Nachweise für den rituellen Umgang mit Nachgeburten. In: *Fundber. aus Baden-Württ.* 21, 1996, S. 620–686; »Wo weder Sonn' noch Mond hinscheint«. *Archäol. Informationen aus Baden-Württ.* 36 (Stuttgart 1997).
- ³⁷ Zu dieser neuerdings *Reinhard Schmitt*: Zur Baugeschichte der Doppelkapelle in Landsberg, Saalekreis. In: *Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt* 13, 2004, S. 54–80. Über den übrigen mittelalterlichen Gebäudebestand dieser Burg ist offenbar nichts bekannt. Angesichts der hochrangigen Bauherren wäre die Entdeckung eines ehemals vorhandenen Bergfrieds keine Überraschung.
- ³⁸ Aicholding, Breitenstein, Dobl und Hof am Regen.
- ³⁹ *Georg Hager* (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Bd. 1. Bezirksamt Roding (= Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern 2,1). München 1905, S. 54ff.
- ⁴⁰ *Friedrich Hermann Hofmann/Felix Mader* (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Bd. 13. Bezirksamt Beilngries. Teil 2. Amtsgericht Riedenburg (= Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern 2,13,2). München 1908, S. 7ff. Über den Gebäudebestand der (wegen »Ortsadel« vermuteten) mittelalterlichen Burg in Aicholding ist nichts bekannt. Die romanische Kirche ist ein selbständiger Bau, in dessen Nähe im Spätmittelalter ein Schloss errichtet wurde. Es könnte demnach eine ähnliche Entwicklung wie in Unterweilbach vorliegen. Spekulieren könnte man allenfalls über einen nachträglichen Anbau der Kirche an einen älteren Bergfried, das heißt über dessen Umwidmung in einen Kirchturm.
- ⁴¹ Der Bergfried ist in einer historischen Abbildung von 1603 überliefert: *Georg Hager/Georg Lill* (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Bd. 19. Bezirksamt Sulzbach (= Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern 2,19). München 1910, S. 17ff., hier S. 17.
- ⁴² Erstmals bei *Trapp* (Anm. 23), S. 117ff., ihm folgend *Haas* 1995 (Anm. 32), S. 15, u. *Stevens* (Anm. 11), S. 109.
- ⁴³ Bei *Zilkens* (Anm. 60) fehlt sie ebenso wie die gleichfalls nachträglich in eine Burganlage einbezogene romanische Karnerkapelle von Ostersp/Rhein.-Pfalz (*Stevens* [Anm. 11], S. 33f.; S. 66f.: Kapelle um 1200, Wohnturm 14. Jh.).
- ⁴⁴ Ein weiterer hochmittelalterlicher Friedhof, der wegen seiner exponierten Lage im frühen 13. Jh. in den Bereich einer neu angelegten Burg geriet, lag auf dem Schlossberg von Murnau (*Tilman Mittelstraß*: Archäologie im Murnauer Schloß. Bericht über die Ausgrabungen der Jahre 1991 und 1992. In: *Schloß Murnau. Ein Bauwerk der Stauferzeit und seine Geschichte*. Murnau 1994, S. 7–49 [= *Mittelstraß* 1994a], hier S. 10; S. 15f.; mit weiteren Beispielen). Laut Grabungsbefund von 1992 und historischen Bildzeugnissen lag er bis ins 16. Jh. hinein im Vorfeld außerhalb der eigentlichen Burganlage. 2009 soll nun eine Anschlussgrabung im südöstlichen Bereich des Murnauer Schlosses ergeben haben, dass der Friedhof innerhalb der unmauerten Burg gelegen habe, deren Bauzeit zudem ins 11./12. Jh. zurückdatiert wird (*Stefan Wölters*: Ausgraben und doch erhalten: Nachhaltige Bodendenkmalpflege auf Schloss Murnau. In: *Das archäol. Jahr in Bayern* 2009, S. 131–133; *ders.*: Neue Ausgrabungen auf Schloss Murnau. In: *Die Burg in Murnau. eine Reise ins Mittelalter*. Murnau 2010, S. 24–45). Dies widerspricht allerdings der 1992 durch Baubefund gesicherten und auch absolut datierten Abfolge von Wohnturm und daran angebauter Umfassungsmauer um 1233 sowie den erwähnten Bildzeugnissen. Dabei wurde 2009 der südliche Ansatz der 1992 postulierten Trennmauer des 13. Jhs. zwischen Burg und Friedhof durchaus erfasst, aber als rätselhafte Steinpackung verbucht (*Wölters* 2009, S. 132f. mit Abb. 193, 194; *Wölters* 2010, S. 24 u. S. 32 mit Abb. 12), während ein als Hypothese ins Spiel gebrachter Halsgraben weiter westlich durch den Grabungsbefund von 2009 nicht gestützt und durch das Burghofprofil von 1992 definitiv ausgeschlossen ist. Die angeblich frühere Zeitstellung der Gesamtanlage beruht nicht auf der Entdeckung älterer Funde, sondern auf einer nicht näher begründeten abweichenden Datierung der Murnauer Keramikware NW 1, die wegen ihres altertümlichen Habitus zwar verständlich ist, über die stratigrafischen Gründe für ihre Datierung ins frühe 13. Jh. aber hinweggeht (vgl. *Tilman Mittelstraß*: Die Funde der archäologischen Ausgrabungen von 1991 und 1992 im Murnauer Schloß. In: *Schloß Murnau. Ein Bauwerk der Stauferzeit und seine Geschichte*. Murnau 1994, S. 120–251 [= *Mittelstraß* 1994b], hier S. 135f.).
- ⁴⁵ Herrn Pfarrer Josef Obermeier, Neßlbach, und dem Ehepaar Leizinger, Dobl, bin ich für die eingehende Führung in Kapelle und Burg dankbar, Herrn Pfarrer Obermeier insbesondere auch für den Hinweis auf die eindeutigen Belege für die Lokalisierung der ältesten Kapelle in der heutigen Sakristei.
- ⁴⁶ Laut Kunstdenkmälerband sollen damals an der Nordecke der Burganlage Reste eines Bergfrieds sichtbar gewesen sein (*Gröber* [Anm. 28], S. 86ff.). Heute präsentiert sich die Umfassungsmauer dort »bereinigt« beziehungsweise z. T. wohl auch neu aufgesetzt und als Gartenmauer hergerichtet, sodass etwaige Turmreste an dieser Stelle nur noch archäologisch nachzuweisen waren.
- ⁴⁷ *Trapp* (Anm. 23), S. 65f., übernommen bei *Stevens* (Anm. 11), S. 52f.
- ⁴⁸ Der Keller wurde erst in den 30er Jahren des 20. Jhs. wiederentdeckt, fehlt deshalb im Kunstdenkmälerband und ist auch W. Haas entgangen. Innen ist die Türöffnung des einstigen Kellerzugangs vom nördlich gelegenen Burghof her erhalten; heute erfolgt der Zugang durch einen modernen Durchbruch in der

Ostmauer. Der später eingebrochene Gang in der SW-Ecke ist heute hinter dem Fundamentdurchbruch verschüttet. Er setzte sich unter dem Gemeinderaum fort und ist dort 1945/46 eingebrochen beim Wiedereinsetzen eines von Besatzungssoldaten herausgerissenen Opferstocks neben dem (1968 entfernten) rechten Seitenaltar. Pfarrer Obermeier vermutet, dass er unter der SW-Ecke des Gemeinderiums aus dem Gebäude und damit aus der Kernburg austrat, was wegen der Topografie bedeuten würde, dass er zu einem im Steilhang gelegenen Ausgang außerhalb der Burg geführt haben würde. Theoretisch ist aber auch eine nachträgliche Teilunterkellerung des Gemeinderiums nicht auszuschließen.⁴⁹ Die Decke über dem Gemeinderaum wurde bei dieser Gelegenheit erhöht und damit die alte Geschosseinteilung in diesem hochmittelalterlichen Profangebäude aufgegeben. Wahrscheinlich war das Gebäude zu diesem Zeitpunkt schon eine Ruine und wurde über der neu eingebauten, größeren Kapelle nicht mehr hergestellt, sondern mit der heutigen, improvisiert wirkenden Überdachung versehen. Da vom Dachraum aus vermauerte Segmentbogenfenster zu erkennen sind, dürfte dies frühestens im 17. Jh. geschehen sein; Altar und Kanzel von 1679 könnten demnach zur Erstausrüstung nach dem Umzug gehören und das alte 14-Nothelfer-Bild (frühes 17. Jh.), dessen früherer Rahmen leer über dem spätgotischen Altarblock in der Sakristei hängt und damit noch heute die Stelle

seiner ehemaligen Anbringung bezeichnet, tatsächlich zunächst in der alten Kapelle verehrt worden sein.

⁵⁰ Dankwart Leistikow: Aufbewahrung der Reichskleinodien in staufischer Zeit. In: Burgen u. Schlösser 15, 1974, S. 87–103, bes. S. 95ff.

⁵¹ Eine Einzelanalyse der bei W. Haas zusammengestellten Bauwerke würde den vorliegenden Rahmen sprengen. Die stereotyp vermutete Zugehörigkeit zu einem Adelsitz findet sich schon in den Kunstdenkmälerbänden und gründet sich auf vage Anhaltspunkte wie eine erhöhte Lage, die in der Regel punktuelle Nennung eines »Ortsadels« (besser wäre: eines Ministerialen), die Existenz einer frühen Westempore oder auch einmal auf einen zusätzlich(!) angebauten Turm (Urschalling/Obb.), der dann gleich als Beweis für die Existenz einer (nicht überlieferten) Burg gilt. Die Kirche von Ainau war nach neuen archäologischen Befunden offenbar nicht Bestandteil einer Burganlage, sondern überbaute/ersetzte eine solche (*Magnus Wintergerst*: Archäologische Untersuchungen an der katholischen Pfarrkirche St. Ulrich in Ainau. In: Das archäol. Jahr in Bayern 2003, S. 120–123).

Anschrift des Verfassers:
Dr. Tilman Mittelstraß, Lederergasse 6, 93047 Regensburg

Handwerk und Gewerbe in Weichs

Zur Analyse amtlicher Gewerbestatistiken 1809 bis 1940

Von Wilhelm Kaltenstadler

Die moderne Gewerbestatistik beginnt im Königreich Bayern mit der sogenannten Montgelas-Statistik des frühen 19. Jahrhunderts. Als Vorläufer wären die Volkszählung von 1771/1781¹ und die Handwerksstatistik von 1792,² die Joseph Hazzi³ auswertete, zu nennen. Im Folgenden sollen am Beispiel und Modell des Dorfes Weichs im Dachauer Land die wichtigsten statistischen Quellen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vorgestellt und hinsichtlich Handwerk und Gewerbe analysiert werden. Weichs, das auf eine 1200-jährige Geschichte zurückblicken kann, war zunächst bis 1803 eine Hofmark des Adels im Landgericht Kranzberg, dann bis 1848 ein Patrimonialgericht im Landgericht Dachau und ist seitdem eine normale Landgemeinde.⁴

Montgelas-Statistik

Auf Veranlassung des leitenden Ministers Maximilian Freiherrn von Montgelas⁵ wurden für die Verwaltungsjahre 1809/10 und 1811/12 zentral für ganz Bayern nach einheitlich vorgegebenen Kriterien und Kategorien auf Regierungsebene Erhebungen durchgeführt. Sie führten zu einer Bevölkerungs-, Kriminal-, Sozial-, Wirtschafts-, Medizinal- und Kommunalstatistik. Im Gegensatz zur Dachsbergischen Volksbeschreibung enthält die Montgelas-Statistik auch Daten nicht nur die für Städte/Märkte oder die Landgerichte insgesamt, sondern auch für kleinere Orte. Die Hofmark Weichs⁶ bestand auf Grund der Herrschaftsteilung des späten Mittelalters aus zwei Schlössern,⁷ der umliegenden Flur mit Feldern, Wald und Wiesen samt dazu gehörigen Hofstellen. In die Hofmark waren auch Einöden, Weiler und ganze Dörfer wie zum Beispiel Erlhausen einverleibt oder inkorporiert.⁸ Neben dem Gericht gab es auch eine Hofmarksverwaltung, welche unter anderem auch für die Steuer-, Maut- und Gebührenerhebung und für die Konzessionierung von Gewerben zuständig war. Die Hofmark Weichs war wie überhaupt das Landgericht Dachau zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht besonders reich an Handwerks- und Gewerbebetrieben.

Dachau und sein Umland

Es gab nicht einmal in der Stadt Dachau »Fabriken und Manufakturen«, aber konstant vier bis sechs Brauereien. Es war ein ausgesprochenes Bauernland, wie es Ludwig Thoma, ein Jahrhundert später, in seinen Werken immer wieder beschrieben hat. Obwohl der Getreideanbau die Dachauer Landwirtschaft

prägte, wurde erst im Jahre 1852 »in Dachau eine Getreideschranne als Getreidehandelsplatz errichtet.«⁹ Es gab aber wohl schon seit dem späten Mittelalter in Dachau einen Ross- und Viehmarkt, der im Jahre 1772 auf den Alten Markt verlegt wurde. In der Stadt Dachau fanden vier Jahrmärkte statt, auf welchen insgesamt seit dem 17. Jahrhundert »mehr als hundert Fieranten« ihre Waren, zum Beispiel Schuhe, feilboten.¹⁰ Diese Handelsaktivitäten in der Stadt Dachau können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass selbst im Bereich der agrarischen Infrastruktur das Dachauer Land handels- und gewerbemäßig unterentwickelt war. Adolf Günther, ein Kenner der Montgelas-Statistik, spricht sogar von einer wirtschaftlichen Autarkie in den ländlichen Regionen des Landgerichts Dachau. Die Städte unterschieden sich »mit Ausnahme ganz weniger Plätze nur dem Grade nach vom sog. »platten Land.«¹¹ Das gesamte Landgericht Dachau hatte damals 21.242 Einwohner.

Handwerksstatistik 1811/12

Im gesamten Landgericht Dachau gab es im Jahre 1811/12 immerhin 143 verschiedene Handwerksberufe. Die häufigsten Gewerbe im Landkreis waren: 173 Leineweber,¹² 128 Schuhmacher, 83 Schneider, 72 Bierwirte, 77 Hufschmiede, 53 Müller, 42 Schächler, 40 Wagner, 37 Bäcker, 30 »Chirurgen« und Bader, 25 Metzger, 22 Kistler und 18 Sattler. Relativ niedrig ist die Zahl der Ziegler mit 18, der Hafner mit 12, der Glaser mit 9, der Zimmermeister mit 7 und der Schlosser mit 5 Vertretern. Erstaunlich bescheiden ist die Zahl der Maurer und Maurermeister, es soll davon nur fünf im gesamten Landgericht, der damals allerdings deutlich größer war als der Landkreis Dachau heute, gegeben haben. Niedrig ist die Zahl der Fischer mit nur 16. Für Weichs sind keine Fischer genannt. Es gab aber schon seit dem späten Mittelalter nachweislich zwei Fischer, nämlich den Ober- und den Unterfischer. Im ganzen Landgericht bestanden 1811/12 aber schon drei Apotheken, die sich wohl in der Stadt Dachau und im Markt Indersdorf befanden.¹³ In Dachau brauten zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur noch vier Brauhäuser.

Statistik für Weichs

Wie die folgenden Angaben der Montgelasstatistik zeigen, beschränkten sich Handwerk und Handel von Weichs auf die reine lokale Grundversorgung.